



HERMANN-JOSEF FRISCH

Buddha

Die Geschichte des Erwachten



Ananda ist Vetter, Freund und Lieblingsschüler des Buddha
und deshalb der Erzähler
dieses Romans. Der Name »Ananda« bedeutet im Sanskrit
Wonne, Glückseligkeit.



Inhalt

Dass er so zurückkommen würde
Die Wahrheit vom Leiden
Siddharthas Aufbruch
Die Kindheit des Buddha
Das Leid überwinden
Der achtfache Pfad
Das Erwachen des Buddha
Unter dem Bodhibaum
Ich nehme meine Zuflucht zum Buddha
In Rajagriha
Das Gleichnis vom Floß
In Shravasti
Der Mordanschlag
Die Gemeinschaft der Mönche
Das Verlöschen des Buddha
Dass ich so zurückkommen würde

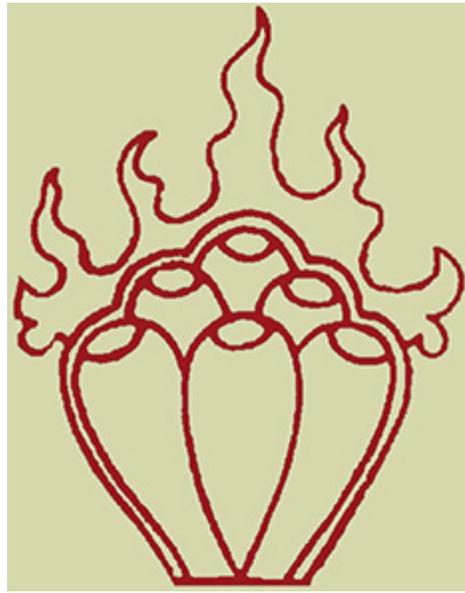
Der Löwenruf - eine Lehrrede des Buddha

Zur Abendzeit, ihr Mönche, tritt der Löwe aus seiner Höhle hervor. Hat er seine Lagerstätte verlassen, so reckt er sich und aufgerichtet blickt er in alle vier Himmelsrichtungen. Dann lässt er dreimal den Löwenruf erschallen. Alle Tiere aber, die den Ruf hören, werden von Furcht übermannt. Die in Höhlen hausen, verkriechen sich; die im Wasser wohnen, flüchten sich in die Tiefe; die Waldbewohner suchen das Dickicht auf und die Vögel erheben sich in den Luftraum. Von solcher Macht, ihr Mönche, ist der Löwe, von solch unbändiger Gewalt, von solcher Majestät.

Ebenso geschieht es auch, wenn ein Vollendeter in der Welt erscheint, ein völlig Erwachter, der mit Wissen und rechtem Tun auf gutem Wege geht, ein Weltenkenner, der Lehrer von Göttern und Menschen, der Buddha, der Erhabene, der die Lehre verkündet. Alle Wesen, selbst die Götter, werden von Furcht ergriffen, wenn sie die Verkündigung der Lehre durch den Erhabenen vernehmen. Von solch großer Macht über die Welt, von solch unbegrenzter Gewalt, von solcher Majestät ist der Vollendete, ihr Mönche.







**Was immer auch entstanden ist,
muss alles wieder untergehen.**

Dass er so zurückkommen würde



Ich hatte nicht erwartet, dass er so zurückkommen würde. Dass er irgendwann einmal kommen würde, zurück in seine Heimat, in sein Mutterland, seine Vaterstadt, das hatte ich immer gehofft. Ja, ich habe sogar darauf gewartet. Er würde wiederkommen, da war ich mir immer sicher.

Aber so? Eine große Gestalt war er immer gewesen, hoch gewachsen und mit heller Haut – wie es sich für ein Mitglied der Krieger- und Adelskaste, der Kshatriyas, gehört. Aber er war schlanker geworden, nicht mehr so kräftig wie früher, als er uns alle im Wettkampf besiegte. Er trug nun die gelblich-braune Kutte der Asketen und Wandermönche, die arm, ja armselig durch das Land zogen, in den Armen eine Holzschale für das jeden Morgen erbettelte Essen. Wo waren seine schönen Kleider geblieben, die ihm als Sohn des Raja, des Fürsten dieser Provinz, zustanden? Wo der Schmuck, die Ketten um den Hals, die Armreife und Ringe, die schweren Ohrgehänge, die er seit seiner Kindheit trug und die seine Ohren nach unten in die Länge gezogen hatten, sodass man den Sohn aus reichem Haus erkennen konnte?

Was ich schlimmer noch fand, war sein Kopf: kahl rasiert, ohne jede schmückende Haartracht. Wie hatte er sich

damals sein volles, schwarzes Haar pflegen lassen? Jeden Morgen wurde es von der Dienerin mit Duftölen gesalbt, bis es im Licht der aufgehenden Sonne schwarz und zugleich blausilbern schimmerte und glänzte. Gebunden war es in einem langen Haarzopf, der mal auf dem Kopf hochgesteckt, mal lang herabhängend war. Nichts davon war geblieben, alles abgeschnitten, wegrasiert – so radikal, als wolle er damit seine ganze Vergangenheit abtun:

*Was irgend auch entstanden ist,
muss alles wieder untergehn.*

Sein Gesicht war edel wie früher auch. Das war keiner der Gaukler und Scharlatane, die ebenfalls im Gewand des Asketen durch die Lande zogen, aber außer Täuschung und Wortgeklingel nichts zu bieten hatten. Wer ihm ins Gesicht blickte, erkannte gleich: Hier begegnet ein Mensch, der etwas ausstrahlt, der eine ungeheure innere Kraft besitzt und daraus lebt. Er war mir immer überlegen gewesen, aber nie hatte ich Neid und Missgunst ihm gegenüber empfunden. Ich war froh gewesen, wenn ich ihn begleiten konnte, wenn wir miteinander sprachen und diskutierten, zusammen aßen und uns freuten, zusammen ausritten und die Wälder entlang des Flusses durchstreiften. Er war Führer und Wegweiser gewesen.

In diesem Augenblick sah er mich an. Sein Blick war durchdringend und mild zugleich. Ich spürte, wie er mich gleichsam durchsichtig machte, wie er mich annahm mit allem, was mein Leben ausmachte. Seine tiefdunklen Augen hatten nichts von ihrem Feuer verloren, das ich in unserer Jugend schon beobachtet hatte. Es war ein Leben in ihnen, das aus der Tiefe kam. Zugleich aber – das war anders als früher – drückten seine Augen Wärme und Zuwendung aus. Gewiss, er war auch als Kind und Jugendlicher ruhig und beherrscht gewesen, nur selten gab es Wut und Streit, in ihm hatte ich einen guten Vetter und Freund. Jetzt, als Sechsenddreißigjähriger, aber war er gereift, jetzt strahlte er eine Menschlichkeit aus, die mich tief beeindruckte.

Ich war sprachlos, und auch er sagte nichts, schaute mich nur an.

Dann sagte er nur ein einziges Wort: »Ananda«. Er nannte meinen Namen mit einer Zuneigung, die mich berührte. Er, der jetzt so Große, weithin Bekannte, der Ehrwürdige, er sprach mich an.

Ich verneigte mich vor ihm und nannte auch seinen Namen: »Siddhartha«.

Mehr sagten wir beide nicht. Er ging weiter, barfuß, das gelbbraune Gewand über die linke Schulter gerafft, die rechte Schulter frei. Gepäck trug er keins, das war bei den Wandermönchen, die das Mittlere Land Indiens in großer Zahl durchzogen, nicht üblich. Seine Bettelschale wurde wohl von einem der anderen Mönche getragen, die einige Schritte hinter ihm herkamen.

Es waren mehrere Dutzend Männer, die ihm folgten. Wie er waren sie in gelbbraune Gewänder gehüllt, wie er waren sie barfuß, wie er hatten sie keinen Stock oder eine andere Waffe, um sich gegen wilde Tiere und Schlangen zu schützen. Ohne jeden Schutz und ganz arm, auf jeden Besitz verzichtend, gingen sie ihren Weg. Schweigend, nachdenklich, einige in Gedanken versunken, andere aufmerksam die Menschen am Weg betrachtend. Es war eine eigenartige Schar, die sich langsam auf dem Weg bewegte, der zur Stadt führte.

Vor dem Stadttor bogen sie nach rechts ab. Es war schon spät am Tag, bald würde die Sonne untergehen. Für die Wandermönche, die nur am Morgen Gaben erbetteln, war es zu spät, um in der Stadt noch von Haus zu Haus zu gehen und schweigend ihre leeren Schalen den Hausbewohnern hinzuhalten. So zog die Schar mit ihm an der Spitze weiter in den kleinen Nigrodha-Wald, in dem wir als Kinder zusammen mit unseren Freunden Verstecken gespielt hatten. Uralte Banyan-Bäume wuchsen dort. Ihre Stämme, vor allem aber die vielen Luftwurzeln, bildeten ein

verwirrendes Dickicht, dazwischen waren von Zweigen und Blättern gebildete Höhlen, schattig und zugleich luftig, angenehm bei der Hitze der Trockenzeit.

Ich folgte dem Zug der Mönche aus der Ferne, sah Siddhartha voranschreiten, er kannte ja den Weg, war wieder einmal Führer und Wegweiser, damals mir und unseren Freunden, heute dieser großen Schar von Mönchen, die ihm schweigend folgten, gelbbraune Farbtupfer zwischen dem tiefdunklen Banyanholz und dem grünen Blattwerk darüber. Eine ganze Weile stand ich noch am Rand des Wäldchens, Erinnerungen kamen mir an die Zeit damals, ein bisschen Wehmut, aber auch eine tiefe Bewegtheit.

Er war zurückgekommen.

Ich wohnte zu dieser Zeit mit meiner Familie in einem Seitenteil des Hauses von Raja Shuddhodana in der Stadt Kapilavastu. Das Haus des gewählten Fürsten der Shakya-Provinz war kein Palast, wie ihn die Könige in Rajagriha oder Shravasti besaßen. Aber es war das größte Haus in der Stadt, anders als die umgebenden Häuser bestand es aus mehreren Stockwerken, dazu kamen Nebengebäude für die Verwandten und die Diener. Das Haus erhob sich über die Stadt, war schon vom Stadttor aus zu erkennen. Es bestand auch nicht aus Lehm, Bambus und Schilf wie die anderen Häuser, sondern war aus festen Ziegeln gebaut, auf einem kleinen Hügel gelegen, so dass es selbst in der Regenzeit nicht überschwemmt wurde. Hinter dem Haus lagen Ställe für die Tiere, für die Pferde des Raja und seiner Verwandten. Dazu gab es einen gepflegten Garten mit hohen, schattigen Bäumen und bunten Blumen und - in seiner Mitte - einen kleinen Teich, aus dessen schlammigem Wasser Lotosblumen hoch aufwuchsen und das Auge erfreuten: rote und weiße Blüten in voller Pracht.

Am nächsten Morgen wurde ich schon früh durch Unruhe im Haus wach. Ich sprang von meinem Lager auf und eilte

nach draußen, vor das Eingangstor des Raja-Hauses. Dort wimmelte es von Menschen. Bettelmönche in ihren gelbbraunen Roben waren zu erkennen, die Diener des Raja, Bewohner der Stadt, zwei Wächter mit langen Lanzen, die vom Stadttor herbeigelaufen waren, als sie den Lärm hörten.

Auf der obersten Stufe der Treppe zum Eingang seines Hauses stand Fürst Shuddhodana. Er trug bereits – trotz des frühen Morgens – sein Fürstengewand aus kostbarem Stoff, noch kostbarer bestickt. Seine Füße steckten in goldbestickten Sandalen. Das dunkle Haar hatte er hochgesteckt, ein Band darin eingebunden.

Shuddhodana war eine stolze Gestalt, der gerecht aber bestimmt über sein kleines Fürstentum herrschte. Sein Wort im Rat der Krieger hatte Geltung, was er sagte, geschah ohne Widerrede. Die gleiche Festigkeit und Bestimmtheit im Wesen hatte auch sein Sohn Siddhartha.

Der stand vor ihm, unterhalb der Treppe, tiefer, aber nicht zu ihm aufblickend. Stumm hielt er seine Bettelschale hoch – seinem Vater entgegen.

Dessen helle Gesichtshaut wurde tiefrot vor Zorn und Wut. »So kommst du zurück!«, rief er mit kaum beherrschter Stimme.

»So kommst du, als ein Bettler, als einer ohne Haus und Heimat, als einer, der herumzieht und auf Kosten anderer lebt? Du bist Siddhartha, der Sohn eines Fürsten und kein Bettler! Du bist mein Sohn, gehörst zur edlen Sippe der Shakyas und nicht zu den Asketen! Du hast Haus und Frau und Kind und bist nicht zur Hauslosigkeit eines Mönches berufen. Besinne dich auf deine wahre Lebensaufgabe. Lege das schmutzige Mönchsgewand ab und lass dich von den Dienern waschen und salben und mit kostbaren Gewändern bekleiden, wie es sich geziemt! Komm zurück, Siddhartha!«

»Nenn mich nicht länger Siddhartha«, lautete die Antwort seines Sohnes. »Sprich mich nicht länger mit Namen an, nenn mich nicht Sohn, nicht Fürst, nicht adlig. Ich bin der

vollkommen Erwachte, der Buddha, ein Vollendeter und Heiliger.«

»Ein Vollendeter mit Bettelschale«, Shuddhodana schäumte vor Wut. »Mach dich nicht lächerlich. Erniedrige dich nicht vor allem Volk. Und vor allem erniedrige nicht mich durch deinen Aufzug hier!«

»Es ist die Art der Buddhas zu allen Zeiten, aus dem Haus auszuziehen in die Hauslosigkeit, von Almosen zu leben, mit der Schale der Bettler zu gehen jeden Morgen. Das ist das, was ich jetzt bin: Nicht mehr dein Sohn, sondern ein vollkommen Erwachter, ein Buddha.«

Siddhartha drehte sich um. Sein Gesicht verriet trotz des Streites keine Regung. Anders als sein Vater, der mit verzerrem Gesicht oben auf der Treppe stand, war das Gesicht des Erwachten gleichmütig, gelassen. Siddhartha schritt langsam aus dem Hof seines Vaters heraus, seine Mönche folgten ihm. Das Gemurmel der Diener und Nachbarn war verstummt.

Schweigend sahen wir ihnen nach.

Ich war wie versteinert von der Szene, die sich vor meinen Augen abgespielt hatte. So also war er zurückgekommen. Nicht länger Siddhartha, der Fürstensohn, sondern als Buddha, als Erwachter. Ich konnte mir diese Veränderung nicht erklären. Ich musste ihn fragen, was geschehen war, was seinen Weg so verändert hatte. Ob ich ihn noch Siddhartha nennen durfte? Oder musste er auch für mich der Buddha sein, der Vollkommene, der Erleuchtete?

Neben mir stand mein Halbbruder und sein Vetter Anuruddha. Er schaute mich an und schüttelte den Kopf. »Hast du das gehört?«, fragte er fassungslos. »Hast du das gesehen? Das war Siddhartha. Und er war es nicht.«

Fürst Shuddhodana Gautama, Siddharthas Vater, begann seine Fassung wiederzufinden. Hinter ihm war seine zweite Ehefrau erschienen, Prajapati. Sie hatte wohl ihre Morgentoilette unterbrochen, war noch nicht fertig

geschminkt, das Haar nur flüchtig zusammengesteckt. Prajapati legte ihrem Mann die Hand auf die Schulter, zog ihn sanft ins Haus zurück. Shuddhodana schien um Jahre gealtert zu sein. Er murmelte nur noch: »Nicht mehr mein Sohn, sondern ein Buddha.« Dann verschwand er, die Menge zerstreute sich.

Ich ging mit Anuruddha in mein Haus, wo meine Frau auf mich wartete. Wir setzen uns auf die prallen Kissen, die an der Außenwand des Hauses unter den schmalen Lüftungsfenstern aufgestapelt waren. Wir schwiegen lange.

Anuruddha begann: »Irgendwie war Siddhartha immer schon ein wenig anders als wir. Brettspiele hat er geliebt und Gedankenraten auch. Aber schon wenn es um das Bogenschießen ging, hatte er oft keine Lust. Und als wir den Schwertkampf übten, um zu guten Kämpfern heranzuwachsen und unserer Bestimmung als Krieger gerecht zu werden, hat er sich oft in den Garten zurückgezogen und unter einen Baum am Lotosteich gesetzt. Dort fanden wir ihn später, ganz in Gedanken versunken, meditierend. Ein richtiger Kshatriya war er nie, so wie andere Mitglieder der Kriegerkaste hat er sich nie verhalten.«

Auch ich erinnerte mich, dass Siddhartha geradezu eine Abscheu hatte vor den manchmal ein wenig rauen Ringkämpfen, mit denen wir unsere Kräfte erprobten. Und dies, obwohl er davor eigentlich keine Angst zu haben brauchte, denn er besiegte uns alle, so groß und kräftig wie er war.

Sein Vater, Shuddhodana, hatte diesen nachdenklichen und friedfertigen Zug seines Sohnes bemerkt und sich wohl Sorgen darum gemacht, ob sein Sohn ihm als Raja folgen könnte. Die Veranlagung, ein Führer und Wegweiser zu sein, hatte er, daran gab es keinen Zweifel. Groß, kräftig, mutig und ausdauernd war er, auch das war gewiss. Dennoch hob er sich damals bereits von den anderen Kshatriya-Jungen ab, die ihr Leben genossen, keiner Rängelei aus dem Weg

gingen, Spiele und gutes Essen, Mädchen, Tanz und Musik liebten. Gewiss, Siddhartha war bei allem dabei, aber zugleich war er in seinen Gedanken woanders. Rätselhaft, so fanden sein Vater und seine Stiefmutter Prajapati, so fanden auch wir, seine Vettern, sein Halbbruder Nanda, seine Freunde und Spielkameraden.

Wir machten uns auf den Weg in die Stadt. Vielleicht trafen wir ihn noch bei seinem Bettelgang entlang an den Häusern der Hauptstraße. Vielleicht war Gelegenheit, ihm Fragen zu stellen, wenigstens die wichtigsten der vielen Fragen, die wir an ihn hatten.

Als wir aus dem Hof traten, umgab uns das übliche Durcheinander der kleinen Stadt mit ihren achttausend Einwohnern. Nur die Brahmanen, die Priesterkaste, die Kshatriyas, die Krieger- und Adelskaste, und die Handwerker rund um den Basar lebten innerhalb der Stadtmauern. An wenigen Stellen war dies wirklich eine Mauer, meist nur ein hoher Erdwall, auf dessen Spitze Holzpalisaden einen Wehrwall bildeten. Die Gebäude der Stadttore dagegen waren aus gebrannten Ziegeln gemauert. Schwere Holztore, zusätzlich mit Balken gesichert, wurden nachts geschlossen.

Dem Haus des Raja, des Fürsten, gegenüber lag die offene Ratshalle, Holzsäulen trugen das Dach, Wände gab es nicht. Hier kamen von Zeit zu Zeit die Kshatriyas, der Kriegeradel der Stadt Kapilavastu, zusammen, um unter Vorsitz von Fürst Shuddhodana zu beraten und die Geschicke der Stadt und des kleinen Fürstentums zu beschließen. In dieser Halle wurde auch Gericht gehalten. Schwere Fälle allerdings wurden an König Prasenajit in der Stadt Shravasti weitergegeben. Er hatte die Oberhoheit über die Shakya-Republik mit der Stadt Kapilavastu wie auch über die anderen Fürstentümer und Republiken, die im Mittleren Land nördlich des Ganges wie eine Perlenkette aufgereiht waren.

Rund um das Haus des Raja und die Ratshalle waren die Häuser der Kshatriyas, weiter im Osten lag das Stadtviertel der Brahmanen, der Opferpriester, die morgens und abends,

vor allem an Festtagen, die alten Riten vollzogen und das Heil der Götter auf die Stadt und ihre Einwohner herabriefen. Die Mitte ihres Wohnbezirkes bildete der Opferplatz mit den Feuerstellen. Hier wurde das heilige Feuer entzündet, hier wurden die alten Verse und Hymnen aus den Veden gesprochen, die magischen Sprüche, die Zauberformeln, die weisen Sätze, die von den Brahmanenjungen über viele Jahre hinweg gelernt werden mussten, bis sie selber den Dienst am Opferfeuer übernehmen konnten. Speisen und Getränke, Blumen und Räucherwerk, manchmal, zu besonderen Gelegenheiten, auch lebende Tiere wurden geopfert und dem Feuer übergeben.

Der Basar war der Teil der Stadt mit dem quirligsten Leben. Hier hatten die Handwerker ihre Gassen, für jeden Beruf eine eigene, Kupferschmiede und Holzschnitzer, Stoffweber und Färber, Goldhändler und Geldwechsler, Kauflente mit Waren aller Art, Reishändler und Viehzüchter, ein buntes Gewirr von kleinen, verwinkelten Straßen und Läden, in denen wir als Kinder viele Stunden verbracht hatten. Immer wieder entdeckten wir Neues, staunten über die Fertigkeiten der Handwerker, mischten uns in das geschäftige Treiben der Menschen, die von außerhalb in die Stadt gekommen waren, um Handel zu treiben, um zu erwerben und anzubieten.

In Richtung Basar lenkten wir auch jetzt unsere Schritte, denn zwischen den Häusern der Kshatriyas waren Siddhartha und seine Mönche nicht mehr zu entdecken und zu den Brahmanen würden sie nicht gehen. Die Brahmanen hatten etwas gegen diese Wandermönche, die nichts von ihrem Opferfeuer, ihren Opfern und ihren heiligen, althergebrachten Worten hielten, sondern neue Wege zur Erlösung vom Leid suchten. Von den Brahmanen wurden die bettelnden Asketen verspottet - bei ihnen würde Siddhartha, der Buddha, nicht zu finden sein.

Und richtig, mitten im Betrieb des Basars sahen wir die Reihe der Mönche in ihren gelbbraunen Gewändern mit dunklen Holzschalen, die sie den Geschäftsleuten und Handwerkern hinhielten. Und die füllten darin ein, was sie vom Morgen oder vom Vortag als Nahrung übrig hatten: Reis vor allem, ungeschälten, braunen Reis, wie er von der Landbevölkerung, aber auch den Städtern gegessen wird, dazu Chapatis, runde, dünne Brotfladen aus Gerstenmehl, oft mit ein wenig Gemüse, Obst, Nüssen, Kräutern oder Gewürzen gefüllt. Zum Reis gehört in der Regel Dhal, ein Brei aus Hülsenfrüchten, Linsen, Erbsen oder Bohnen, alles sehr scharf mit Zwiebeln, roten Chilis, Peperoni und rotem Pfeffer gewürzt, manchmal auch mit Knoblauch, Gelbwurz oder Ingwer. Hinzu kommen manchmal noch gut verdaulicher Jogurt und Panir, der einfache, fettarme Käse der Region. Als Getränk nahmen die Mönche allein Wasser. Das konnten sie überall schöpfen.

An der Spitze der Mönche erkannten wir ihn. Mit gemessenem, ruhigem Schritt bog er aus einer Gasse auf die Hauptstraße ab, die zum Stadttor hin und aus der Stadt hinaus führte. Er hatte wohl genug für diesen Tag in seiner Bettelschale, genug für die eine Mahlzeit, die sich die meisten Bettelmönche gönnten, und wollte in den kleinen Nigrodha-Wald zurückkehren, wo er am Abend zuvor Unterschlupf gefunden und die Nacht im Freien unter Bäumen verbracht hatte, bevor er frühmorgens zu seinem Bettelgang nach Kapilavastu aufgebrochen war.

Anuruddha und ich gingen an den anderen Mönchen vorbei, drängten uns durch die Menschen in der Gasse und erreichten ihn. Er blieb stehen und sah uns an, ernst und ohne Lächeln, aber ganz uns zugewandt, aufmerksam und wohlwollend.

»Siddhartha«, begann ich stammelnd, »was ist mit dir, du hast dich so verändert?«

»Alles vergeht und verändert sich«, begann er. »Alles hat ein Ende, auch die Kindheit und Jugend, das junge

Erwachsensein.

*Was irgend auch entstanden ist,
muss alles wieder untergehn.*

Grämt euch nicht darum. Denkt lieber nach, was für euer Leben richtig ist. Denn die Erlösung ist gefunden. Ich bin der Erwachte, der Buddha; ich werde euch unterweisen, ich predige euch die Lehre.«

»Du hast deinem Vater Leid zugefügt«, Anuruddhas Stimme klang vorwurfsvoll. »Musstest du ihn so reizen, ihn so gegen dich aufbringen?«

»Alles in der Welt ist Leiden«, war die Antwort. »Doch ein Buddha muss seinen Weg gehen, um den Menschen die Lehre zu bringen, die Lehre vom Leiden und seiner Ursache, von der Aufhebung der Ursache und vom achtfachen Pfad, der das Leiden überwindet.«

»Das musst du uns genauer erklären«, warf ich ein.

»Kommt heute Nachmittag, wenn die Sonne sich bereits senkt und die Hitze des Tages nachlässt, zum Nigrodha-Wald. Ich werde euch die Lehre verkünden, auf dass auch ihr die Vollendung des Erwachten erkennt und selber den Pfad zur Erlösung betretet.«

Er wandte sich ab und ging mit schnellen Schritten davon. Wir aber kehrten in das Haus des Raja zurück.



Der Buddha wurzelt im vedischen Hinduismus

Der Buddha wurde etwa 500 vor Christus in eine agrarische Gesellschaft hineingeboren, die geprägt war von der vedischen Religion, aus der später der heutige Hinduismus entstanden ist. Frömmigkeitsformen wie Gebet, Opfer, Bad im heiligen Fluss Ganges, Asketentum und Meditation waren weit verbreitet.







Vedischer Hinduismus

Zur Zeit des Buddha gab es die großen hinduistischen Tempelanlagen noch nicht, die heute Indien prägen. Auch war der heute vorherrschende Glaube an die Götter Shiva, Vishnu und die weibliche Kraft Shakti, die sich in verschiedenen Götterbildern manifestiert, noch nicht ausgeprägt. Der größte Teil der Bevölkerung, der in kleinen Dörfern lebte, verehrte in kleinen Dorftempeln lokale Gottheiten. Der links gezeigte Dorftempel aus Kapilavastu, dem Heimatort des Buddha, ist ein gutes Beispiel für diese Religiosität, das die Zeiten überdauert hat.

Zu dieser Verehrung lokaler Götter kamen die Rituale der Brahmanen, der »Priesterkaste«, die aufgrund von heiligen Schriften, den Veden, mit Feuer- und Opferriten vollzogen wurden, um damit die Götter auf die Ebene der Menschen herabzurufen. Diese Riten und die darin gebrauchten Formeln (Mantras) in der heiligen Sprache Sanskrit waren nur den Brahmanen bekannt, so dass diese religiöse Führungsschicht eine hohe Macht über die Menschen erhielt. Auch heute gibt es überall in Indien solche von Brahmanenpriestern durchgeführten Rituale, bei denen heiliges Feuer, Opfergaben, Blumenspenden und heiliges Wasser wichtig sind.

Religion war zu Buddhas Zeit in Indien überall lebendig und ist es auch heute. Doch der Buddha kritisierte hinduistische Vorstellungen.









Das Mittlere Land

Der Buddha lebte im sogenannten »Mittleren Land« in Nordindien (vgl. Karte auf Seite →). Heute liegt dieses Gebiet in den indischen Bundesstaaten Bihar und Uttar Pradesh.

Bihar gehört heute zu den ärmsten Regionen Indiens. Die Bevölkerung lebt fast ausschließlich von Landwirtschaft, aber die Art und Weise des Ackerbaus hat sich in den 2500 Jahren seit der Zeit des Buddhas wenig geändert. Angebaut werden verschiedene Getreidesorten, auch ein wenig Nassreis, dazu Gemüse und Obst. Das Pflügen mit Ochsen gehört zur Arbeit des Bauern ebenso wie Hacken und Dreschen in Handarbeit. Magere Rinder und Ziegen

ergänzen das Bild. Nur der Wald, der früher vorherrschte, ist heute weitgehend

verschwunden. Bihar ist mit über 100 Millionen Einwohnern überbevölkert und die ärmste Region Indiens.

